

**APPENZELLER VERLAG**

# Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag  
[www.appenzellerverlag.ch](http://www.appenzellerverlag.ch)

Christine Fischer

# Solo für vier Stimmen

*Roman*

Appenzeller Verlag

Schon wieder ein steif gefrorener Salatkopf im Kühlschrank. Die Sache mit Hänschen und Hans. Was Georg bis jetzt nicht gelernt hat, lernt er wohl nimmermehr, das muss ich allmählich einsehen. In Belangen des Haushalts hat er einen richtigen Stupor. Darin übertrifft er sogar seine Kinder, Daniel mit eingeschlossen. Dass ein Kühlschrank verschiedene Kältezonen hat, will nicht in Georgs Quadratschädel. Auch nicht das Ding mit der Abfalltrennung, der Wäschesortierung, dem Regeneriersalz für die Spülmaschine, der Gabel in der Mikrowelle, dem Dampfabzug, dem Pflanzengiessen, dem Stand-by-Modus, dem Querlüften, dem Kaffeemahlen, dem Imprägnieren, der Restenverwertung. Hundert Gelegenheiten könnte ich aufzählen, bei denen Georg sich weigert, sie in einen sinnvollen Zusammenhang mit Ursachen oder Wirkungen zu stellen. Das nervt, würde Eva sagen. Recht hätte sie, es nervt tatsächlich. Dieses ständige Holpern und Stolpern in Verrichtungen, die eigentlich ganz reibungslos ablaufen könnten, verstünde man ihren Sinn, gewährte man ihnen auch nur ein Quäntchen Aufmerksamkeit, nervt.

Das Ärgerlichste ist: Georg will gar nicht verstehen. Für Zweckdienlichkeiten im Haushalt hat er nur Verachtung übrig. Seine Haltung wirkt destabilisierend. Die Ordnung der kleinen Dinge droht jeden Moment einzustürzen und muss mit doppeltem Aufwand an Zeit und Energie wieder ins Lot gebracht werden. Das schafft Unruhe, mitunter Chaos. Flaschen mit nachlässig aufgeschraubten Deckeln gleiten einem aus der Hand, der Kaffee läuft über, der Risotto pappt, an den Schuhsohlen kleben Rosinen, die Waschmaschine vergisst zu schwingen ... es nervt, alles nervt, Georg nervt. Ich lebe seit achtundzwanzig Jahren mit einem haushalttechnischen Chaoten zusammen, der jeglicher Routine abhold

ist. Hätte es nicht gereicht mit meinen Söhnen Daniel und Jan, die an derselben Stelle krankten? Muss ihr Vater sie darin noch überbieten?

Ich versuche, Susanne anzurufen, um bei ihr zu schimpfen. Sie ist nicht zu Hause. Auch Rita ist nicht erreichbar. Was solls. Die Freundinnen würden mir auch nicht helfen können, sind sie doch selber tief verstrickt in die Grabenkämpfe der Liebe. Aber in mir ist ein Stechen und Ziehen, es lässt mich nicht los. Ich gehe zurück in die Küche und schleudere den glasig aussehenden Salatkopf aus dem Fenster. Das wirkt. Meine Wut verraucht. Ich muss lachen, als ich feststelle, dass mein schöner Salat nun auf der Rutschbahn sitzt, drunten auf dem Kinderspielplatz. Kleine schiefe Welt.

In meinem Kopf die Utopie. Was wäre, wenn? Wie wäre es wohl, mit einer Frau zusammenzuleben und die Verrichtungen des Alltags zu teilen? Das Wissen zu teilen, dass unter der Oberfläche der Dinge ein Netz von Bedeutungen liegt? Wie fühlte sich ein Werktag an, an dem ich mich gemeinsam mit einer Frau an einem gelungenen Gericht, einem schön gedeckten Tisch, einem duftenden Wäschestapel freuen, der Leuchtkraft des Augenblicks Raum geben könnte? Wie fühlte es sich an, Wirkungsketten nicht bloss zu erleiden, sondern sie zu zweit bewusst zu inszenieren? Nicht als einsamer Maulwurf in den Gängen der Alltagsbewältigung zu wühlen, sondern mit einem andern denkenden Wesen den Notwendigkeiten eines Moments zu folgen, autonom, koordiniert, fair und weitsichtig, als handle es sich um ein animiertes Fussballspiel? Endlich nicht mehr allein zu sein an den Orten, wo das Leben seinen einfachsten Niederschlag findet – in der Art brut des Alltags? Ich bin wohl sentimental. Das macht mein Stand als werdende Grossmutter. Plötzlich wiegt

alles schwerer, bekommt die Zeit ein neues Gewicht, die Zukunft einen fernerer Horizont.

Nach der Arbeit war ich auf dem Friedhof, besuchte Daniels Grab. Seit vergangenem Muttertag war ich nicht mehr dort gewesen. Die Gärtnerei hatte ihren Abonnementsdienst gut versehen, blühende Tagetes umsäumten ein Quadrat von Sommerastern. Die Zwergtrauerweide warf einen flirrenden Schatten auf den Grabstein, verwischte die eingemeisselten Zahlen von Geburts- und Todesjahr. Ich legte den mitgebrachten Stein aufs Moospolster unter dem Bäumchen. Bei jedem Besuch tue ich das, doch immer wieder werden meine Steine von unbekannter Hand fortgeräumt. Ohne diese ordnende Instanz wäre Daniels letzte Ruhestätte schon ganz bedeckt von meinen Steinen und es wäre kein Platz mehr übrig für Tagetes und Aestern. Daniel war nicht anwesend, das spürte ich zum aberhundertsten Mal, so wie ich es von allem Anfang an gespürt hatte. Hier war er nicht. Nie gewesen, würde es nie sein. Überall sonst, nur nicht hier. Nicht unter diesem blühenden Minihain, dieser bewurmtten Erddecke, nicht unter meinem Stein, nicht in meinem Stein, nicht im Namenszug, nicht im aufrecht stehenden Bären mit dem Stern in der Hand, den wir in den Granit meisseln liesen in der kindischen Vorstellung, es würde Daniel freuen, das Tier seines Herzens so nah bei sich zu haben.

Noch nie war mir das Grab derart leer vorgekommen wie heute, die Blumenfarben so falsch, der Stein so grau und hart. Nichts von Seele, nichts von heimlichem Leben. Nur ein riesiger, ein schrecklicher, durch nichts aufzufüllender Mangel. Ich weinte. Ströme flossen aus meinen Augen. Noch nie hatte ich an Daniels Grab weinen können. Heute schon. Als ich wegging, zwitscherten Vögel in den Birken. Ein Kind wühlte im Gitter für kompostierbare Abfälle. Vielleicht

suchte es aus Fortgeworfenem einen frischen Strauss für seine Oma zusammen. Recycling des Vegetativen.